

Zeitschrift: Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte
(Société suisse de préhistoire)

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 6 (1913)

Rubrik: Neolithische Zeit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II. Neolithische Zeit.

a) Allgemeines.

Eine sehr beachtenswerte, wenn auch der Kritik nicht überall standhaltende Studie von Schuchhardt ist in den Sitzungsberichten preuss. Ak. Wiss. 1913, 37 (Sitz. d. phil. hist. Kl. v. 17. Juli) unter dem Titel „Westeuropa als alter Kulturkreis“ veröffentlicht (als SA. erhältlich). Schuchhardt geht von der Ansicht aus, dass sich schon im steinzeitlichen Europa zwei Kulturkreise deutlich von einander unterscheiden lassen, ein nördlicher, „megalithkeramischer“ und ein südlicher, „bandkeramischer“. Indem er von dem Stoff ausgeht, aus dem ursprünglich die einheimischen Topfwaren erstellt wurden, unterscheidet er einen „Kürbisstil“ im Süden und einen „Korbstil“ im Norden. Eine eigenartige Stellung nimmt die „*Michelsberger Keramik*“ („Beutelstil“) ein, die in Westdeutschland, aber auch in Frankreich, der Schweiz, Spanien und England häufig vorkommt. Er führt die im einzelnen variablen Typen dieses Stils auf Originale zurück, die von *Leder* erstellt wurden, eine Ansicht, die nicht leicht widerlegt werden kann. Sicher ist, dass zu einer Zeit, als die Töpferei noch nicht erfunden war, Gefässe aus Leder erstellt wurden, die dem späteren „Beutelstil“ der neolithischen Keramik als Muster gedient haben dürften. Ein triftiges Argument ist besonders die Tatsache, dass bei den älteren Töpfen die Verzierung fast vollständig fehlt, weil eben das Prototyp auch unverziert war, während z. B. wo geflochtene Gefässe die Vorläufer der keramischen Industrie waren, wie z. B. in Norddeutschland, eine das Flechtwerk nachahmende Verzierung deutlich zu erkennen ist. Dass die zu dieser Gattung gehörigen Zonenbecher auch im westeuropäischen Kulturkreis so häufig vorkommen, weist auf einen Kulturaustausch mit dem Norden hin. Die Ausstrahlungen des westeuropäischen „Beutelstils“, der auch die nordische Verzierung angenommen hat, lässt sich nach verschiedenen Richtungen, auch in den Orient, verfolgen. Bei den „*Beilen*“ (wir dürfen wohl nicht alles als Beil bezeichnen, was Sch. so nennt, s. u. S. 58), gehört das sog. spitznackige Beil, das im Norden meist aus edleren Gesteinsarten hergestellt ist, zum westeuropäischen Kulturkreis, und ist von da gelegentlich in die andern Kreise gedrungen; auffallend ist, dass die Pfahlbaukeramik im Elsass fast immer von spitznackigen Beilen des westeuropäischen Typus von ortsfremdem Gestein begleitet ist. In der Bronzezeit ist der Unterschied zwischen den beiden europäischen Hauptkulturen auch darin zu sehen, dass in Westeuropa der *trianguläre kurze Dolch* vorherrscht, während uns im Norden mehr die schmale Form entgegentritt. Wo das Holz in reichem

Masse vorhanden war, wie im Norden, herrscht der *rechteckige*, wo Steine im Überfluss vorhanden sind, wie in Westeuropa, der *Rundbau* vor; die Hüttenzeichnungen in der Höhle von Font de Gaume zeigen uns Rundhütten mit einem Mittelpfeiler. Das sind Bemerkungen, die uns erübrigen, die Frage zu stellen, ob der Rechteck- oder der Rundbau die älteste Bauart der Hütten gewesen sei. Der Bau der Wohnungen richtete sich gewiss nach dem vorhandenen Material, eine Tatsache, die bei der Lösung der Probleme nach der ersten Entstehung eines Werkzeuges oder sonst eines Kulturgutes noch viel zu wenig berücksichtigt wird. Anders stellt sich aber die Sache, wenn Schuchhardt das Ovalhaus, das im Mittelmeergebiet, namentlich in der prähistorischen Griechenwelt, vorkommt, auf einen Rundbau zurückführt; warum sollen denn die Menschen nicht von selbst auf den Ovalbau gekommen sein, der doch den grossen Vorteil einer geräumigeren Anlage bot, zumal er sich auf langgestreckten Hügelzügen von selbst empfahl? Dass der Rundbau übrigens im frühgriechischen Kulturgebiete von keiner andern Seite als von Westen gekommen sein kann, ist doch sehr die Frage. Solche Errungenschaften brauchen nicht gleich als Kultureinflüsse gedeutet zu werden, wenn man bedenkt, dass die Natur an sehr verschiedenen Orten zu gleicher Zeit die Menschen anregen konnte, Rundbauten zu errichten. Waren doch schon sehr viele Höhlen natürliche Rundbauten! Ferner ist unzweifelhaft richtig, dass die *Hockerbestattung*, die Schuchhardt auf Platzersparnis zurückführen will (eine Annahme, die wohl auch nicht generalisiert werden darf), im westeuropäischen Kulturkreise so verbreitet ist, dass sie als eine Eigentümlichkeit desselben angesehen werden kann. Wie kann man aber behaupten, dass sich diese Sitte in die vordynastische Kultur Aegyptens hinüber verpflanzt habe? Warum soll nicht — ganz unabhängig von Westeuropa — die so natürliche Lage namentlich des sog. liegenden Hockers in Aegypten oder an andern Orten entstanden sein? Ich glaube auch nicht, dass man von Hockerbestattung im allgemeinen sprechen darf, sondern die im einzelnen sehr verschiedenen Arten von Hockerbestattung ebenso genau unterscheiden muss, wie Schuchhardt die Keramik zu unterscheiden weiss. Wenn nicht zu leugnen ist, dass bei den megalithischen Grabbauten der westeuropäische Kulturkreis einen recht geschlossenen Eindruck macht, und wenn man auch zugeben muss, dass die jüngsten Grabbauten mit sog. falschem Gewölbebau in den alten Tholen von Kreta, die frühminoisch sind, und in den Kuppelgräbern Ostgriechenlands, die zur mittelmykenischen Zeit gehören, eine gewisse Abfolge in der Zeit beweisen würden, die auch auf eine Herübernahme westeuropäischer Kultureinflüsse schliessen

lassen, so ist deswegen nicht ausgemacht, ob nicht wie beim Rundbau, so auch bei den Grabbauten die östlichen Mittelmeervölker selbständig auf ihre Ideen gekommen sind. Übrigens ist die Chronologie der westeuropäischen Megalithkultur im Verhältnis zu den minoischen und mykenischen Kulturen doch nicht so einwandfrei festgestellt, dass wir von einer zeitlichen Abfolge sprechen können. Ganz besonders schwierig ist diese Frage bei den *Befestigungen*, wo ja in allererster Linie immer die örtlichen Verhältnisse eine Anpassung verlangten. Die steinzeitlichen Burgen Westdeutschlands und Frankreichs stehen ja allerdings unter der Herrschaft der westeuropäischen Pfahlbaukeramik; wir können ja auch annehmen, dass unsere neolithischen Pfahlbauten zu dieser westeuropäischen Kultur gehören. Sind diese aber nicht gerade der beste Beweis der Anpassung des neolithischen Menschen an die gegebenen Verhältnisse? Was soll ein „Camp“ da, wo Wasser genügenden Schutz bot? Warum sollen dann aber die Griechen auf ihren kahlen Bergrücken nicht auch Burgen errichtet haben, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass es im Westen Europas andere Völker gab, die sich auf ähnliche Weise sicherten? Wir können nur in soweit mit Schuchhardt einig gehen, dass das neolithische Europa eine Kultureinheit (natürlich relativ) bildet, die ihre Wurzeln im Paläolithikum hat; wir werden ferner unbedenklich zugeben, dass man bereits im jüngeren P. einen Glauben an das Jenseits hatte, indem man die Toten schmückte, und dass es nur eine weitere Entwicklung dieses Gedankens ist, wenn man ihnen in der Steinbronzezeit grossartige Anlagen errichtet. Dagegen wird eine unbefangene Forschung nicht zugeben können, dass diese westeuropäische Kultureinheit einen so geschlossenen und ich möchte sagen imposanten Eindruck machte, dass der Osten so viele Einflüsse von Westen her aufnehmen musste. Die Tatsache ist ja an und für sich möglich; Rundhaus und Hockerbestattung sind aber sicher keine Beweise dafür. Das hindert nicht, dem Verfasser dieser Studie dankbar zu sein für die Anregungen, die man daraus schöpfen kann. Gerade bei dieser Studie aber kommen die Bemerkungen zum Buche von Piper (s. Abschnitt X) in Betracht.¹⁾

Wie sehr das Studium abgelegener Gebiete für das Verständnis prähistorischer Erscheinungen in Betracht fällt, zeigt die Arbeit unseres Mitgliebes, Prof. Dr. C. Keller in Zürich, über die *Haustiere in den*

¹⁾ Den phantastischen Standpunkt, als ob die Cromagnonleute Arier gewesen wären und die Kultur von Westen nach dem Osten, nach der Aegäis, gewandert sei, verfiicht auch Freih. v. Lichtenberg im *Mannus* 5 (1913), 253—362: „Die Stellung und Bedeutung der ägäischen Kultur in der europäischen Vorgeschichte.“

Kaukasusländern (N. Denkschr. SNG., 49. Bd. 1. Abh. (1913). Bei Anlass einer Bereisung dieser Gebiete konnte Keller auf dem Boden des alten Kolchis hinter Suchum Kale eine Anzahl von *Pfahlbaudörfern* sehen, die ihn ganz an die schweiz. Pfahlbauzeit erinnern. Das Leben der Bewohner und namentlich die umgebende Tierwelt, z. B. das zwerg-hafte Torfrind und das altertümliche Torfschwein liessen ihn lebhaft an das Treiben denken, wie es während unseres N. in den Pfahlbauten ge-herrscht haben mochte. In diesem konservativen Hirtenlande erhielten sich die ursprünglich domestizierten Rassen länger als anderswo. Zu den ältesten Haustieren, die im Kaukasusgebiet erscheinen, gehören das Hausschwein, das Rind, das Hauspferd, das Hausschaf. Das Gesamt-gepräge der kaukasischen Haustiere hat allerdings einen asiatischen Charakter; aus dem Lande selbst scheint kein Wildtier zum Haustier gemacht worden zu sein. Von Osten, hauptsächlich dem prähistorisch wichtigen Turkestan kommend, sind anzunehmen: Das Pferd, der Esel, das Torfschwein (schon in sehr früher Zeit), das Kamel, der Büffel; von Westen, den Mittelmeerländern: das Rind; von Afrika: das Torfschaf und die grossen Windhunde (Niltal); aus den Wolgagebieten, also von Norden: der grosse Hirtenhund, der geradezu als Charakterform des dortigen Haustierbestandes angesehen werden muss und jedenfalls aus dem Wolf domestiziert wurde (die kleinen Hunderassen haben den Schakal als Stammvater). Aus Südasien kam das Haushuhn und viel später aus Amerika das Truthuhn. Da das Kaukasusgebiet eine ganz uralte Völkerstrasse darstellt, so sind diese Forschungen auch für unser N. nicht ohne Bedeutung.¹⁾

Wenn wir ausser den Pfahlbauten über *neolithische Wohnungen* in der Schweiz leider auch in diesem Jahr keinen Bericht bringen können, so ist es doch von Interesse, zu sehen, wie gute Resultate in dieser Forschung in *Deutschland* gewonnen worden sind. So ist es besonders auch die internationale Baufach-Ausstellung in Leipzig gewesen, die den Impuls dazu gegeben hat, bekanntere Modelle von n. Hausbauten zu-sammenzustellen. So konnte konstatiert werden, dass die Hütten nach einem bestimmten Plane errichtet wurden, dass je nach dem Bedürfnis der Grundriss oval, rund oder viereckig war, besonders in der Pfahlbau- und Megalithkultur. Gelegentlich sind runde Grubenwohnungen mit Pfostenreihen umgeben, die in einem Viereck angeordnet sind. Wichtig ist, dass man von der Anlegung der Gräber auf den Hausbau Rück-

¹⁾ Vgl. auch Verh. SNG. 1913, 2. T. 101. 102. M. Rikli (Zürich), der als Botaniker diese ergebnisreiche Reise nach dem Kaukasus unternahm, bringt „Beitr. z. Pflanzen-geogr. u. Kulturgeschichte der Kaukasusländer und Hocharmeniens“, ebenda 75—99.

schlüsse ziehen darf; so dürfen wir zum Beispiel sicher annehmen, dass da, wo wir rechteckige Grabkammern haben, auch die Hüttengrundrisse den gleichen Aufbau zeigen. Schumacher bemerkt mit Recht, dass bei Ausgrabungen gewöhnlich der Fehler gemacht wird, dass man die Umgebung der Hütte nicht genau genug absucht; in den meisten Fällen haben wir nicht eine isolierte Grube, sondern ein ganzes System davon, indem diese oft zu einem Gebäudekomplex gehört. Ein typisches Beispiel dafür ist die Hütte bei Lissdorf. Über das n. Siedelungswesen orientiert der Katalog von Schumacher: Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands, Nr. 5 der vom röm.-germ. ZM. in Mainz herausgegebenen Kataloge. Die Hütte bei Lissdorf ist auf S. 33 abgebildet. In neuerer Zeit hat Prof. Wolff in Praunheim n. Wohngruben untersucht, die einen ganz unregelmässigen, aber im allgemeinen mehr der rundlichen Form zuneigenden Grundriss aufweisen; auch hier kommen Pfostenlöcher vor. Auch konnte man bereits feststellen, dass Häusergrundrisse verschiedener neolithischer Stufen einander überschneiden, was natürlich für die Chronologie des N. von grosser Bedeutung ist. Über diese Fragen vgl. den Bericht über die Verh. der beiden Verbände für Altertumsforschung (Tagung in Göttingen, 26.—28. März 1913) im Korr.-Bl. d. Gesch.-Ver. (Sp. 321—340). Wir verweisen auf das S. 55 gesagte, dass bei der Lösung der Frage, ob im N. das runde oder das rechteckige Haus vorgeherrscht habe (von der zeitlichen Priorität des einen oder andern darf wohl kaum mehr gesprochen werden), die Untersuchung des vorhandenen Rohmaterials ein kräftiges Wort mitspricht. Bei uns in der Schweiz, wo Holz in Hülle und Fülle vorhanden war, dürfen wir überwiegend den Rechteckbau voraussetzen, auch bei den Pfahlbauten.¹⁾

Schon im letzten JB. 5, konnte der Sekretär in seinem Referat darauf hinweisen, dass Pagès d'Allary am Kongress in Angoulême den Ausdruck „*Steinbeil*“ für das so überaus häufig gefundene Instrument, das, aus einem harten Stein gearbeitet, eine geschliffene Schneidkante hat, unter die kritische Lupe genommen hat. An einigen besonders typischen Stücken zeigte Pagès ganz überzeugend, dass viele dieser Instrumente, namentlich die, die eine schräge Kante haben, gar nicht als „Beile“ dienten, also durch Schlag, sondern als „tranchet“, Schneide- und Spaltinstrument verwendet wurden, also durch Druck wirkten. Sie dienten dazu, Leder zu zerschneiden oder die Sehnen vom Fell zu trennen, indem sie einfach in die Faust genommen wurden. Einige haben sogar Einbuchtungen für die Aufnahme der Finger der Faust.

¹⁾ Heierli, Urgeschichte der Schweiz, 96.

Eine sehr instruktive Abb. s. Compte rendu de la 8^{me} session du CPF à Angoulême (1912), 506. Vgl. auch Bull. SPF. 9 (1912), 614 und 10 (1913), 186 (von Dubus).

Ferner hatte Tatarinoff Gelegenheit, bei Anlass eines Besuches bei Marcel Baudouin in der Nähe von St. Gilles-sur-Vie in der Vendée eine noch im Gebrauch befindliche *Egge* zu sehen, deren Zähne aus den reinsten grossen „Steinbeilen“ bestand. Indem er Baudouin darauf aufmerksam machte, griff dieser die Idee sofort auf und machte sie unter seinem Namen bekannt. Es ist wirklich sehr gut denkbar, dass die zuerst ziemlich roh zugeschlagenen Feuersteine als Eggenzähne benutzt wurden und sich dann durch den langen Gebrauch so abschliffen, dass sie das Aussehen von „Steinbeilen“ erhielten. S. den Aufsatz „Utilisation possible de certaines haches polies en diorite, comme dents de herse, en agriculture“ von Baudouin in Bull. SPF. 10 (1913) 544—557. Eine Abb. der Egge auf S. 548. Diskussion darüber ib. 11 (1914), 73—74.

Dass die „Steinbeile“ auch zu Kultzwecken verwendet wurden, zeigt ein schöner Fund von regelmässig niedergelegten geschliffenen Steinbeilen in der Gegend von Tongern (Belgien). Mitt. von Huybrigts in CPF. 8 (1912, Angoulême), 528—533.

Die Steinbeile sind auch sonst geeignet, Unheil anzustiften, indem es einfach unmöglich ist, nach einem Einzelfund die Zeit zu bestimmen. Es wird immer deutlicher, dass Steinbeile zu allen vor- und frühgeschichtlichen Zeiten nicht nur als Amulette oder als Apotropäa, sondern auch als Gebrauchswerkzeuge verwendet wurden. So sind z. B. „Steinbeile“ aus Hallstattgräbern bekannt¹⁾. Es mag hier auch erwähnt werden, dass Tatarinoff in einer römischen Ruine bei Wallbach (Aargau) unter Leistenzeigeln ein Steinbeil aufhob, und ferner dürfte daran erinnert werden, dass die römischen Töpfer Steinbeile zum Ausstreichen der geformten Gefässe verwendeten.

Wie vorsichtig man bei Beurteilung von *Silexwerkzeug-Funden* sein muss, lehrt die Erfahrung, dass man nicht nur in vor-, sondern auch in nachrömischen Gräbern absichtlich beigegebene Silex findet. Nicht nur das Gräberfeld von Bourogne (Belfort), wo in 21 Gräbern 29 Silex gefunden wurden, sondern auch schweizerische Nekropolen, wie die von Trimbach (vgl. 5. JB. SGU., 212 ff.), bestätigen diese Tatsache. Manchmal mögen sie zum Feuerschlagen, manchmal als Amulette verwendet worden sein. Es ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, dass auch diese Gegenstände zu Gebrauchszwecken gedient haben. „Discussion sur les

¹⁾ Wiedmer-Stern, Grabhügel von Subingen AA. 10 (1908), 100.

silex néolithiques dans les tombes mérovingiennes“ in Bull. SPF. 10 (1913), 43. Vereinzelte Silexgegenstände, sowie Steinbeile, deren lokal gesicherte Auffindung uns zur Kenntnis gelangt, registrieren wir deshalb von nun an im Abschn. VIII summarisch unter „Funde aus wissenschaftlich unbestimmbaren Perioden“.

b) Schweizerische Fundplätze.

1. *Bevaix* (Bez. Boudry, Neuenburg).

Herr Prof. Dr. Th. Studer in Bern hat die grosse Gefälligkeit, uns folgenden Bericht einzusenden:

„Ein vollkommener Schädel des *Trochoceros* rindes der Pfahlbauten.

Seit dem Beginn der Ausbeutung der Tierreste der Pfahlbauten kennen wir besonders aus den westschweizerischen Seen Reste eines grossen Rindes, die in vieler Beziehung sich in ihren Charakteren an den *Bos primigenius* anschliessen, in anderer Richtung aber wieder Annäherung an das Fleckvieh, den *Bos frontosus* zeigen. Leider waren es immer nur Schädelfragmente, Hornzapfen, Unterkiefer, welche sich der Untersuchung darboten, ganze Schädel waren noch nicht zum Vorschein gekommen. Namentlich war es die jüngere Steinzeitperiode der Pfahlbauten und diejenige der Kupferzeit, welche diese Reste in grösserer Fülle lieferten. Soweit es sich um Hirnschädelteile mit Hornkernen handelte, konnte man, wie es von Rütimeyer geschah, diese einer *Primigenius*form des Rindes, dem *Bos trochoceros* zuschreiben, den Rütimeyer als eine zahme *Primigenius*form betrachtet, die sich schliesslich zu der *Frontosus*form consolidiert. Namentlich zeigen die Unterkiefer durch Verlängerung des zahntragenden und Verkürzung des Ladenteiles eine Annäherung an die *Frontosus*form. Durch Pfarrer Philipp Rollier in Boudry erhielt ich nun einen in der Pfahlbaustation *Bevaix* am Neuenburgersee aufgefundenen Rinderschädel, der sich durch eine fast vollkommene Erhaltung auszeichnet (nur die Nasenbeine und Teile der Seitenwand des Gesichtsschädels sind defekt), und der uns die Charaktere dieser *Trochoceros*form vollkommen erkennen lässt. Der Schädel hat eine Basilarlänge von 425 mm, damit die Durchschnittsgrösse der Schädel unseres Fleckviehes. Derselbe erscheint lang und schmal, namentlich im Gesichtsteil, die starken Hornzapfen entspringen den Stirnbeinen fast direkt, bei sehr kurzem Hornstiel, und sind in einer Krümmung nach aussen und oben gebogen. Die Stirn ist flach, nur zwischen den Augen etwas konkav, der Kieferteil auffallend schlank und lang. Die Augenränder sind nicht stark vorspringend. Auf den ersten Blick macht der

Schädel den Eindruck der Primigeniusrasse. Bei genauer Betrachtung und auf eingehende Messungen erkennt man aber bedeutende Differenzen von der Primigeniusform. Es würde zu weit führen, hier im Detail alle Resultate der Messungen und Vergleiche anzuführen, besonders da das Objekt nicht vorliegt; es sei hier daher nur auf das wichtigste aufmerksam gemacht. Während in der Seitenansicht bei *Bos primigenius* und den direkten zahmen Abkömmlingen das Hinterhaupt fast senkrecht von der Stirnfläche abfällt, ist hier der Stirnhöcker nach hinten ausgezogen, so dass der Abfall des Hinterhauptes zur Stirn einen Winkel von 64° bildet, gleich wie bei einem Simmentalerrind der Frontosusrasse. Das Verhältnis der vorderen Schädellänge zur Basislänge beträgt $113,8 : 100$, bei einer Simmentalerkuh $112,7 : 100$.

Von weiteren Massen will ich nur hervorheben, dass gewisse Verhältnisse innerhalb der Grenzen echter Primigeniusrinder, so der Vendeer Rassen sich bewegen. Es gilt dieses namentlich von dem Verhalten der Stirnlänge und -Breite zur Schädellänge, der Länge und Breite des Gesichtsteiles zur Schädellänge. Andererseits finden sich eine ganze Anzahl von Massen, welche mit denen der Frontosusrinder ganz übereinstimmen, so die grösste Schädellänge im Verhältnis zur Basilarlänge und die Verhältnisse der Ausdehnung der Zahnreihe, so dass schliesslich, wenn man alle genommenen Verhältniszahlen vergleicht, die grösste Zahl zu gunsten des *Bos frontosus*, des Fleckviehes, ausfällt. Es kann ein solcher Schädel als Illustration betrachtet werden von der Umformung des Primigeniusrindes zum Frontosusrinde und *wir könnten damit unserem Fleckvieh einen autochthonen Ursprung zuschreiben.*“

2. Breganzona (Bez. Lugano, Tessin).

Im Museum von Bellinzona auf dem Kastell Schwiz, das jüngst eingerichtet wurde und die schönen Funde von Gudo birgt (ein Grab mit dem grossen Menhir ist in einem Vorraum in instruktiver Weise rekonstruiert), befindet sich auch ein eigentümlicher Gegenstand aus hartem Gestein (alpiner Gneiss), der eine starke Spitze und zwei nach der hinteren Längsseite auswachsende Flügel, von denen einer abgebrochen erscheint, aufweist. Wenn er nicht ein sonderbares Naturspiel ist, so hätten wir es mit einer Art *Pflug* zu tun, der dem Steinzeitmenschen im Tessin zur Bearbeitung des Bodens diene. Nach Mitteilung von Professor E. Pometta lag das Stück etwa 7 m unter dem Boden und ein Gefäss unweit davon. Da bis jetzt noch keine analogen Sachen bekannt sind und der Kanton Tessin verhältnismässig wenige Funde aus dem N. geliefert hat, ist hier Zurückhaltung geboten.

3. *Büren* (Bez. Büren, Bern).

Der im AA. 15 (1913), 173 von Th. Ischer veröffentlichte Fund einer Hacke aus Quarzit vom Bürenberg erwies sich bei näheren Nachforschungen als ein aus Dänemark stammendes Stück, das früher im Besitze von Eugen Schmid in Diessbach bei Büren war und beim Brande seines Hauses verloren ging. „Habent sua fata silices!“ Ganz ähnliche Stücke werden publiziert von H. Gummel, „Fund von Vierwitz auf Rügen“, in Mannus 5 (1913), 300 und Taf. 19.

4. *Madretsch* (Bez. Nidau, Bern).

Von Dr. A. Bähler in Biel erhalten wir folgende Meldung: „Bei den Fundationsarbeiten des neuen Güterbahnhofes Biel in Madretsch sind auf den sogenannten Brühlmatten, südlich der Madretsch-Schüss in einer Tiefe von ca. 2 m unter dem heutigen Niveau des Bodens *eichene Pfähle* zum Vorschein gekommen. Da der Bielersee sich in prähistorischer Zeit weiter nach Osten erstreckte und der frühere Seeboden unter dem Alluvium der Ebene zwischen Madretschwald und Jura sich überall verfolgen lässt, so ist die Annahme, dass es sich um die Reste eines Pfahlbaues aus der Steinzeit handelt, nicht von der Hand zu weisen. Es ist zu erwarten, dass noch weitere Pfähle zum Vorschein kommen und einen endgültigen Schluss aus der eigentümlichen Erscheinung ziehen lassen werden.“

Bei der dichten Besiedelung, die der Bielersee namentlich im N. aufweist, ist es in der Tat nicht ausgeschlossen, dass in dem weiten Gelände zwischen Jensberg, Brüggwald und Magglingerberg Pfahlbauten wie bei Port¹⁾ im Boden stecken. Den Bieler Forschern sei diese Gegend zu peinlicher Aufmerksamkeit empfohlen.

5. *Murtensee*.

Über die Pfahlbaustationen am Murtensee, über die Prof. Dr. Müller in Neuenburg an der Hauptversammlung des Jahres 1912 einen Vortrag (5. JB. SGU. 8—10) gehalten hat, ist seither ein Aufsatz aus dessen Feder „Les stations lacustres du Lac de Morat“ in den Ann. Frib. (1913), 145—160 erschienen, so dass diese zusammenstellenden Mitteilungen nun jedermann zugänglich sind. Wenn einmal von kundiger Hand an eine Revision der Pfahlbauforschung am Murtensee gegangen wird, wird diese Arbeit wertvolle Dienste leisten.

6. *Neunkirch* (Bez. Oberklettgau, Schaffhausen).

Schon oft wurden auf den Feldern um Neunkirch zerstreute Funde von Feuersteinwerkzeugen gemacht. Bei Anlass der Anlegung von

¹⁾ Vgl. 4. JB. SGU., 51, Abb. 6.

Bohrlöchern „in den Wieden“ wurden die Herren Wildberger und Stamm in Neunkirch wieder auf diese Sache aufmerksam. Sie fanden an der genannten Stelle eine Anzahl von rohen Scherben neben den Silex und bei einer kleineren Sondierung bei der Quote 450 TA. 15 wurde unter einer zweimal alternierenden Humus- und Schotterschicht in etwa 1 m Tiefe eine Brandstelle „en plein air“ gefunden. Die Untersuchungen sollen im Jahre 1914 dort aufgenommen werden, so dass wir in der Lage sein werden, weiter darüber zu berichten.

7. *Robenhausen, Wetzikon* (Bez. Hinwil, Zürich).

Es war eine begrüßenswerte Idee von H. Messikommer, zum Andenken an seinen Vater Dr. Jakob Messikommer ein mit reichen Abbildungen versehenes Prachtwerk herauszugeben unter dem Titel „Die Pfahlbauten von Robenhausen. L'Époque Robenhausienne. Mit 48 Tafeln. Zür. Art. Inst. Orell-Füssli. 1913“. Das Verdienst des Werkes beruht in der Zusammenstellung dessen, was über die äusseren Vorgänge und über die einzelnen Funde gelegentlich notiert wurde, und in den wirklich ausgezeichneten Reproduktionen. Im übrigen verweise ich auf meine Besprechung der Arbeit in N. Zürch. Ztg. 1913, Nr. 114, 1. M. Unser Eindruck ist der, dass die Funde dieser so wichtigen Station einmal gehörig gesichtet und wissenschaftlich behandelt werden sollten. Das kann natürlich nur ein Prähistoriker von Fach tun.

8. *St. Aubin-Sauges* (Bez. Boudry, Neuenburg).

Ende Januar 1913 verbreiteten die Zeitungen die Kunde von der Entdeckung eines menschlichen Skelettes, das in der Nähe der „Grotte aux Fées“ bei Port-Conty entdeckt worden sei. Es sei ein Steinzeitmensch gewesen, der im Augenblick, als er eine Eiche fällen wollte, von dem stürzenden Baum getroffen worden sei. P. Vouga verhält sich zu dieser Notiz sehr kritisch und fragt: „La hache avec laquelle il abattait son chêne, poussé en pleine grève, a-t-elle été retrouvée dans ses mains ou à proximité immédiate?“ Notiz von Paul Vouga im Musée Neuchâtelois 50me Année (1913), 93.

9. *Sant' Antonio, Val Morobbia* (Bez. Bellinzona, Tessin).

Zu dem im 5. JB. SGU, 111 erwähnten Steinbeil ist nachzutragen, dass das Stück gegenwärtig die Etiquette trägt: „Ascia di pietra levigata dell'età neolitica trovata à Mal (S. Antonio, Valle Morobbia) nel 1912. Dono del Dr. Guarneri a Giubiasco.“

10. *Schenkon* (Bez. Sursee, Luzern).

In der Gegend von Schenkon am Sempachersee liegen eine ganze Reihe von Pfahlbauten, die sehr ergiebig zu sein scheinen. Vgl. Mitt. Ant. Ges. Zür. 14 (1861—1863), Taf. 17. Nun erhielt ich zuerst von Alt-Waisenvogt Hollenwäger in Sursee, dann von P. Emanuel Scherer in Sarnen, der sich zur Aufgabe gestellt hat, den Kt. Luzern archäologisch-statistisch zu durchforschen, Ende 1913 die Mitteilung, dass an einer Stelle, wo schon früher Funde gemacht worden seien, beim Pflügen eines Riedes, das zur Hälfte Herrn Präsident Rogger in Sch. gehört, eine Menge von n. Artefakten zum Vorschein gekommen seien. Dieser Pfahlbau, der offenbar eine ganz gewaltige Ausdehnung gegen Norden und Osten hat, liegt hauptsächlich auf jener Halbinsel, die sich auf TA 183 südlich von „T“ von „Trichtermoos“ in den See hinauszieht. P. Scherer hatte die Freundlichkeit, mir die Fundstücke zur Einsicht zu schicken und es freut mich, eine Abbildung der wichtigsten Feuersteinartefakte in Abb. 3 geben zu können. Unter den Scherben sind rohe und fein polierte, schwarze Stücke vorhanden.¹⁾ Drei „Steinbeile“, wovon eines mit schräg gewölbter Schneide aus einem schön polierten rotbraunen Geschiebestein erstellt ist, wurden schon vor ca. 10 Jahren gefunden. Von Interesse sind die Feuersteinwerkzeuge, weil einige davon deutlich zeigen, wie die Gebrauchskante vor der Erstellung der Säge- oder Schaberretouchen präpariert wurden, indem zuerst eine feine Lamelle mit stumpferem Winkel an der natürlich entstandenen Kante zugesplittert wurde. Wie mir P. Scherer mitteilt, erhielt er auch einen 20 kg schweren Schleifstein, einige Knochen, zwei Sprossen vom Hirsch, einen Eberzahn und Knochen von einem Rind. Bei einer Lokalbesichtigung mit Hollenwäger konnten wir an Ort und Stelle einige Fundstücke, die offen herumlagen, aufheben und ins Museum Sursee überführen. Darunter war ein schön geschliffenes „Steinbeil“ aus dunkelgrünem Gestein mit Sägeschnitt. Wo auf der Karte „Pfahlbauten“ steht, sind am Ufer die Pfähle noch deutlich zu sehen. An dieser Stelle wurden auch seither noch weitere Mühlsteine gefunden, die sich im Museum von Sursee befinden, darunter einer, der noch sehr wenig gebraucht war und deutlich die ursprüngliche Vorbereitung des Steines als ebene, aber rauhe Fläche zeigte. Die gebrauchten Mühlsteine, d. h. der Platten, auf denen gemahlen wurde, sind mehr oder weniger leicht ausgehöhlt. Auch

¹⁾ Ein Bodenstück von hart gebranntem roten, aussen mit einem fleischfarbigen Überzug versehenem Ton stammt wohl von einer römischen Ansiedelung, die sich in der Nähe befinden muss. Der Flurname „Ziegelacker“ weist schon darauf hin.

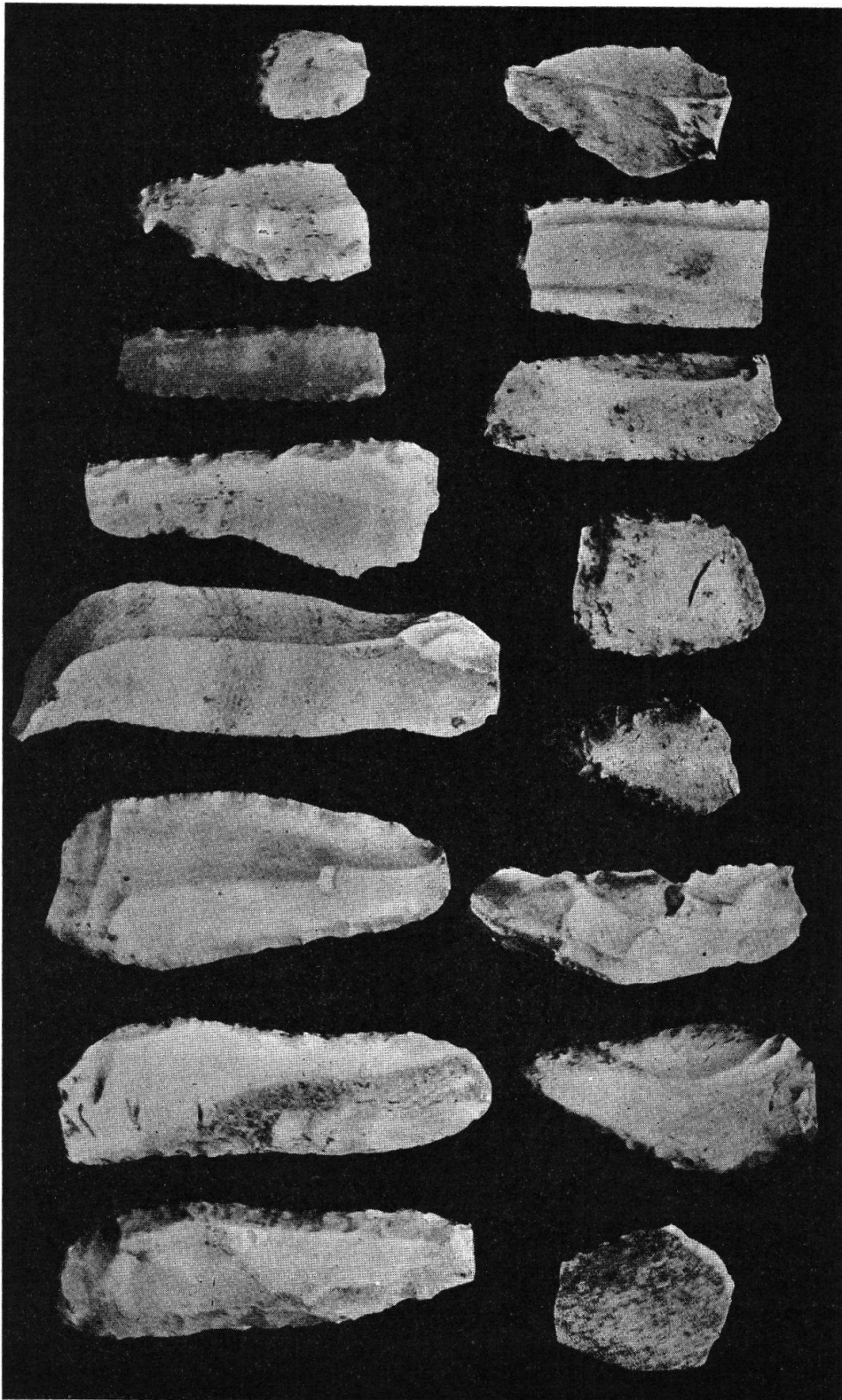


Abb. 3. Schaber und Sägen vom „Trichtermoos“, Schenkön.

2 : 3.

auf der gegenüberliegenden Halbinsel, der westlichen, seien Pfahlbauüberreste gefunden worden, allerdings aus der Bronzezeit. Die angegebene Stelle würde einer genaueren und fachmännischen Untersuchung wert sein.¹⁾

11. *Solothurn.*

Bei der Erstellung der neuen Irrenanstalt „Rosegg“ kamen an der Gemeindegrenze gegen Langendorf an der Nordwestecke des Neubaus drei grössere erratische Blöcke von Wallisergestein zum Vorschein und zwischen den beiden grösseren in etwa einem Meter Tiefe eine Grube, deren Boden durch eine Brandschicht mit Tonpatzen, wie von einem Hüttenbelag, gebildet war. Hinter der Brandschicht folgte eine Art Steinsetzung von gerollten Kieselsteinen, und, vor dem Schlusse der Sondierung, ein neuer Erratiker. Die ganze Situation ähnelt den Verhältnissen, wie wir sie aus neolithischen Fundstätten der Wetterau, ebenfalls zwischen Findlingen haben, vgl. Wolff, Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in Henschels Luginsland 41. Heft, einer Publikation, die hier mit Empfehlung signalisiert werden darf, indem sie auch dem Laien das Verständnis für prähistorische Fragen sehr fördert. Über die Fundumstände an der „Rosegg“ hat Tatarinoff in der Beilage zum „Sol. Tagbl.“ Nr. 24, 32, 35 (v. 29. I., 8. II., 12. II. 1914) ausführlich berichtet.

12. *Vuilly-le-Haut* (Bez. See, Freiburg).

Der Wistenlacher Berg zwischen dem Neuenburger- und dem Murtensee ist jedenfalls schon in sehr früher Zeit besiedelt gewesen. Nicht nur finden sich da oben verschiedene befestigte prähistorische Anlagen, wie z. B. in Plan Châtel in Vuilly-le-Bas, sondern es werden gelegentlich auch Funde, die vielleicht mit den Pfahlbauern des Murtensees in Verbindung zu bringen sind, gemacht. So fand der Wegknecht Fornallaz etwa beim Buchstaben „r“ von „sur le Mont“ TA. 312 eine Reihe von Steinbeilen, Knochen, Hirschgeweihstangen und Scherben, die ganz auffallend neolithischen Charakter haben. Etwas weiter östlich von dieser Fundstelle befindet sich ein Steinbruch, der alte Rillen zur Vorbereitung für das Absprengen aufweist und von dem die Behauptung aufgestellt wird, dass er in römischer Zeit ausgebeutet worden sei. Prof. Müller (Neuenburg) verfolgt mit Eifer diese Funde.

¹⁾ Heierli, Urgeschichte, spricht auf S. 99 von mindestens sechs Pfahlbauten vom Sempachersee; es sind sicherlich bedeutend mehr. Es ist ein Glück, dass dieser Schweizersee von Fundjägern noch ziemlich verschont geblieben ist. Ausser dem Hist. Mus. Luzern birgt auch die Sammlung in Sursee einige schöne Stücke, namentlich Bronzen von Schenkon.